

WUNDERLICH

Leseprobe aus:

**Mia Sassen**

## **Plötzlich mächtig**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

Mia Sassen

PLÖTZLICH MÄCHTIG Roman

Wunderlich

Originalausgabe  
1. Auflage Juni 2016  
Copyright © 2016 by Rowohlt Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg  
Redaktion Tanja Schwarz  
Satz DTL Dorian ST, InDesign, bei  
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung CPI books GmbH,  
Leck, Germany  
ISBN 978 3 8052 5091 7

*«Willst du den Charakter eines Menschen erkennen,  
so gib ihm Macht.»*

ABRAHAM LINCOLN



# 1. Kapitel

Die Schlange ist so dick wie mein Oberarm, aber sie bewegt sich anmutiger. Was kein Wunder ist, denn meine Arme sind im Schock erstarrt. Es gibt jetzt genau drei Möglichkeiten: Nummer eins, es ist eine Würgeschlange. Zwei: Sie erledigt ihre Opfer mittels Gift. Drei: Sie will nur spielen.

Mein Herzschlag beschleunigt sich. Vorsichtig, ohne die Schlange aus den Augen zu lassen, taste ich mich nach hinten. «Jetzt keine ruckartigen Bewegungen machen, Jule!», ermahne ich mich selbst. Das ist allerdings leichter gesagt als getan, wenn man panische Angst hat. Das Blut rauscht mir in den Ohren. Ich darf auf keinen Fall ohnmächtig werden, nicht hier im Badezimmer, nicht wenn ich allein mit der Schlange bin. Ob ich sie vielleicht mit Musik beruhigen kann, wie eine Schlangenbeschwörerin? Ein Lied fällt mir ein, das ich Lotte und Louis früher immer vorgesungen habe. Leise, mit zitternder Stimme, beginne ich zu singen: «Eine lange Schlange wird früh am Morgen wach. / Sie räkelt sich und streckt sich, sagt freundlich guten Tag.»

Na bitte! Das Kriechtier hält inne. Sogar seine Zunge hat es wieder eingefahren. Mein Reden, Musik vollbringt Wunder! Ermutigt singe ich weiter: «Eine andere Schlange kommt zufällig vorbei. / Sie sieht die erste Schlange und sagt ganz einfach Hei!»

Das Ungetüm schießt so plötzlich nach vorn, dass ich einen

Satz nach hinten mache. Dabei ramme ich den Hängekorb, der an der Duschstange baumelt. Die Shampooflasche fällt aus der Vorrichtung ins Waschbecken und kippt der Schlange ihren glibberigen Inhalt über den Kopf.

Was dann passiert, bekomme ich nicht mehr mit, denn ich bin mit einem Satz draußen und knalle die Tür hinter mir zu.

Und dann sehe ich es. Die Tür reicht nicht bis zum Boden. Der Spalt dazwischen bietet so viel Platz, dass die Schlange bequem drunter durchkriechen kann!

Um mich herum drehen sich die Wände, und mir wird schwarz vor Augen. Ich muss sofort raus aus diesem Zimmer und jemanden um Hilfe bitten, nur wen? Richard ist rausgegangen, um Capoeira zu machen. Ada sitzt in einem Internetcafé, sie will einen fremden Server hacken. Und die anderen Gäste in unserer Pension möchte ich nicht unnötig auf uns aufmerksam machen. Bleibt der Junge, der an der Rezeption Wache hält. Ja, Diego wird mir helfen können. Er ist in Yucatán aufgewachsen. Ganz gewiss weiß er, wie man eine Schlange erledigt.

Ich versuche, meinen Atem unter Kontrolle zu bekommen. Es gelingt mir so halbwegs – das jahrelange Gesangstraining zahlt sich eben aus, wenn vielleicht auch nicht in puncto Schlangenbeschwörung. So sachte wie möglich schlüpfte ich in meine Flip-Flops und trete auf die Veranda hinaus. Die Palmen werfen lange Mondschaten über den Patio, irgendwo raschelt es, weiß und rund gleißt der Mond vom sternensäten Himmel, und aus der Ferne höre ich, wie das Meer seine Wellen über den Sandstrand wirft. Noch einmal atme ich tief ein und aus.

Diego sieht wenig amüsiert aus, als ich ihn um Mithilfe bei

der Beseitigung einer möglicherweise todbringenden Schlange bitte.

«Und sie ist jetzt in eurem Badezimmer, sagst du?», fragt er mich. «Dann ist sie wohl durch den Abfluss gekommen. Das tun Schlangen manchmal. In der Regel kehren sie dorthin auch wieder zurück.»

Ich versuche, in die respekteinflößende Haltung zurückzufinden, die ich mir in den vergangenen Wochen so erfolgreich antrainiert habe: Brust raus, hüftbreiter Stand. «Hör mal, Diego», sage ich drohend. «Ich weiß, dass ich eines Tages sterben muss. Aber ich wäre total ungehalten, wenn es hier und heute passiert!»

Diego zieht seufzend eine Schreibtischschublade auf, holt eine Machete daraus hervor und sagt etwas, das ich wie folgt deute: «Dann zerhacken wir sie halt.»

Wir wandern über den mondbeschienenen Patio zurück, und ich hoffe, dass wir keinem der anderen Gäste begegnen. Diego ist zwar klein und sieht relativ zart aus, aber die Machete, mit der er jetzt probenhalber links und rechts die Luft zerteilt, verleiht ihm etwas Bedrohliches. Ich selbst sehe seit unserer Flucht natürlich auch nicht gerade aus wie Barbie.

Als wir die Badezimmertür öffnen, ist die Schlange verschwunden. Dafür aber ist der Glibber aus der Shampooflasche über den gesamten Boden verteilt.

«Was ist denn das für eine Schlange?», wundert sich Diego, die Machete noch immer in der erhobenen Hand.

Ich versuche, es ihm zu erklären. «Das kommt nicht von der Schlange, sondern von meinem Shampoo.»

Diego blickt mich an, als ob ich nicht ganz dicht wäre. «Aber du bist sicher, dass du die Schlange gesehen hast?»

«Natürlich bin ich sicher!», rufe ich. Erneut spüre ich Pa-



nik in mir aufwallen. Die Schlange könnte jetzt von überall her auftauchen, vielleicht richtet sie sich gerade in diesem Augenblick hinter uns auf, vielleicht ... ich stoße einen markerschütternden Schrei aus, bemerke aber gerade noch rechtzeitig, dass es nur Diegos Hosenbein ist, das meine Haut gestreift hat. Diego sieht mich befremdet an. «Ich lasse dir die Machete hier», sagt er und drückt mir den hölzernen Griff in die Hand. «Wenn die Schlange», er betont das Wort ironisch, «hier wieder auftaucht, musst du versuchen, ihr den Kopf abzuschlagen.» Und damit geht er hinaus und lässt mich allein.

Ich versperre die Tür zum Badezimmer wieder, lasse mich auf das Bett sinken, das ich mir mit Ada teile, und lege die Machete vor mir ab. Ich kann nicht glauben, was mit meinem Leben passiert ist. Noch vor zwei Monaten war ich Jule Meyer, eine normale, deutsche, neunundvierzigjährige Frau. Eine normal geschiedene, normal alleinerziehende, normal in einem öden Job arbeitende Frau. Vor zwei Monaten war ich noch nie in Mexiko gewesen, hatte Ada und Richard noch nicht gekannt, war noch nie einem Mann wie Carlos begegnet und hatte nicht gewusst, dass man so unendlich glücklich, aber auch so wahnsinnig verzweifelt sein kann ...

Ein Geräusch lässt mich hochschrecken. Und dann fällt mein Blick auf die steinernen Fliesen vor mir. Zwischen meiner Ukulele und Adas Reisetasche windet und räkelt sich die Schlange empor. Sie hebt den Kopf und sieht mir direkt in die Augen. Wieder schießt mir die Angst mit aller Macht durch den Körper, ich möchte schreien, bringe aber keinen Ton heraus. Ich will nach der Machete greifen, aber ich kann mich nicht bewegen.

In diesem Moment durchzuckt mich die Erkenntnis: Es ist eine Würgeschlange. Und ich bin so gut wie tot.

## Zwei Monate zuvor

«Statistisch gesehen ist die Wahrscheinlichkeit, an einem Freitag im Straßenverkehr zu sterben, am höchsten», erkläre ich, ohne den Blick von den farbigen Balken auf meinem Monitor zu nehmen. «Vor allem, wenn man Radfahrer ist.»

Mein Chef hängt seinen Fahrradhelm an den Garderobenständer. «Ihnen auch einen fröhlichen Freitagmorgen, liebe Julia», sagt er, und in seiner Stimme schwingt leichte Irritation. Wir arbeiten jetzt seit achtzehn Jahren zusammen, und ich kann die Gefühle meines Chefs besser lesen als die von irgendjemand anderem. Lotte und Louis natürlich ausgenommen.

«Kennen Sie schon die neue Verkehrsführung an der Halberstraße, Ecke Bogenstraße?» Ich stehe auf, um dem Chef einen Becher Kaffee einzugießen. «Die ist als Radfahrer mit niedrigem IQ nicht zu überleben, hat zumindest Sabine Knopfler aus der Buchhaltung gesagt.»

«Ja, und aus diesem Grund vermeide ich die Kreuzung immer», antwortet mein Chef, nimmt den Becher und schlendert in sein Büro.

Ich atme auf. Selbstironie beim Chef ist ein gutes Zeichen, in der Regel ist er dann entspannt und guter Laune. Mir ist natürlich klar, dass der Chef bewusst Witze erzählt und dass sie auf eine merkwürdige Weise mir gelten. Obwohl ich ihm unterstellt bin, will er mir imponieren, und dafür gibt es eine biologische Erklärung. Der Testosteronspiegel eines Mannes steigt um acht Prozent, wenn er mit einer Frau allein in einem Raum ist. Auch das ein Ergebnis der Studien, mit denen

wir in der Agentur arbeiten und die in der Regel von praktischem Nutzen sind. Eine Information, mit der sich auch spätabends noch beschwingten Fußes in die U-Bahn steigen lässt, betrifft zum Beispiel die Wahrscheinlichkeit, ermordet zu werden. Die liegt nämlich hierzulande bei 1:20 000. Nur ein Lottogewinn ist noch unwahrscheinlicher – 1:14 Millionen. Nicht, dass ich Lotto spielen würde, ich bin einfach nicht der Gewinnertyp. Und spätabends bin ich auch nicht mehr oft unterwegs, denn ich werde als Musikerin nur noch selten gebucht. Das hat nichts mit mir persönlich zu tun, sondern nur mit meinem Alter. Auch hierzu gibt es phantastische Zahlen. Aus denen geht hervor, dass ich kein Einzelfall bin.

Das Großraumbüro nebenan füllt sich mit einem Schlag, das kann ich hören, es ist Punkt neun. Warum der Chef sich gegen die Gleitzeit sperrt, ist mir ein Rätsel – selbst die Freien haben immer auf die Minute pünktlich da zu sein. Es ist ja nicht so, dass die Zahlen nicht mal eine Stunde warten könnten, ehe sich jemand mit ihnen beschäftigt, aber auf mich hört der Chef nicht. Auf mich hört eigentlich niemand. Selbst Lotte und Louis haben meine mütterliche Autorität nur in einer Art Notstandsdictatur anerkannt, das heißt, wenn ich alle anderen Hausgesetze ausgehebelt hatte, und da ich grundsätzlich ein friedliebender Mensch bin, kommt das nur selten vor. Abgesehen davon, dass ich in der Firma nichts zu sagen habe, ist mein Job hier aber ganz okay. Und zwar, weil ... Ich blicke vom Monitor zum Fenster hinaus. Regen nieselt gegen die Scheibe, dahinter schieben sich Wolkenwände in unterschiedlichen Grauschattierungen ineinander. Ich versinke in mehrminütiges Nachdenken, leider ohne Ergebnis. Mir fällt kein einziger Grund ein, warum ich gern in einer Agentur für

Statistik arbeite, abgesehen von dem guten Gefühl, überhaupt einen Job zu haben. Als geschiedene Frau mit zwei Kindern ist es ja nicht unwichtig, dass am Monatsende zuverlässig Geld aufs Konto fließt.

Stickig ist es hier. Ich stehe auf und öffne das Fenster. Über den vollgestellten Parkplatz hastet eine der Freiberuflerinnen. Im Laufen hält sie ihren Bauch.

Chef reißt die Tür auf. «Haben Sie das gesehen? Marie ist SCHON WIEDER zu spät!»

«Na ja, Marie ist schwanger», verteidige ich sie. «Und es gibt hier keine Schwangerenparkplätze, da musste sie vermutlich ...»

«Es WIRD hier auch keine Schwangerenparkplätze geben, Julia! Nicht solange ich hier das Sagen habe! Verstanden?» Er schleudert mir einen argwöhnischen Blick zu. «Sie machen sich für Schwangerenparkplätze stark? Da ist jetzt hoffentlich kein egoistisches Motiv im Spiel?»

Ich stutze kurz, dann muss ich lachen. «Chef, das ist sehr schmeichelhaft, aber meine Bemerkung war eher allgemeiner Natur.»

«Schön, dass Sie so gute Laune haben, es wartet nämlich noch ziemlich viel Arbeit auf Sie!» Chefs gute Laune von vorhin ist augenscheinlich schon wieder verfliegen. «Bis zur Mittagspause müssen Sie mir das Dossier für meine Besprechung mit Hansen zusammenstellen! Außerdem brauche ich noch die Ergebnisse von der Uni Freiburg. Und Sie müssen die Teambesprechung vorbereiten, die gleich stattfindet, Sie wissen schon, alle Zahlen und Fakten zur Wahrscheinlichkeit eines Suizids bei Frauen in den Wechseljahren, die dieses Institut für Sexualforschung herausgefunden hat! Schreiben Sie mir doch auch ein paar Stichpunkte für eine Rede, die ich über

dieses Thema halten kann. Nicht wahr, Reden schreiben Sie doch immer gern!»

Ich schlucke. «Das alles in einer Stunde und zwölf Minuten?»

«Bravo, Julia, Sie können die Uhr lesen! Das dürfte helfen bei der Bewältigung Ihrer Aufgaben!» Und damit knallt er die Tür wieder hinter sich zu. Nur um sie augenblicklich wieder aufzureißen. «Und machen Sie die Rede nicht so langweilig und vorhersehbar wie beim letzten Mal!», beflügelt er mich und meine Motivation.

Ich spüre, wie etwas in mir hochsteigt, das ich nur schwer fassen kann. Meine Gefühle und ich, wir haben uns nämlich schon vor einer ganzen Weile voneinander getrennt. Ich komme einfach nicht besonders gut mit ihnen klar, schon vor der Scheidung nicht und danach noch weniger. Meine Gefühle sind mir nämlich zuweilen etwas zu negativ. Aber jetzt bewegt sich etwas in mir. Ich benötige ein paar wertvolle Minuten, um zu erkennen, was es ist: Wut. Von wegen, der Mann ist entspannt heute! Nichts da – er ist so schlecht gelaunt wie eh und je.

Während ich die Rede für ihn skizziere, stelle ich mir vor, wie ich sie selbst vortrage: hier die Stimme anheben, dort eine wirkungsvolle Pause einfügen. Das ist natürlich das Showgirl in mir. Ich liebe Publikum, doch leider komme ich nicht mehr allzu oft in Kontakt mit dieser Gattung Mensch. Ah, der Kontakt ... die Gemeinschaft ... der Zusammenhalt ... Jetzt habe ich einen Lauf. Meine Finger flitzen über die Tasten. Was würde ich darum geben, wenn ich selbst diese Rede halten könnte! Einmal war ich dabei, als der Chef eine Rede hielt, die ich ihm geschrieben hatte, und als am Ende ein geradezu stürmischer Applaus aufbrandete, hätte ich mich um ein

Haar erhoben und verbeugt. Ich muss ein bisschen grinsen, als ich wieder daran denke, und so arbeite ich einigermaßen beschwingt alles weg.

In der Mittagspause habe ich die Wut schon wieder vergessen. Sabine Knopfler aus der Buchhaltung fragt mich, ob ich meinen Sommerurlaub schon gebucht habe, und ohne die Antwort abzuwarten, erzählt sie, dass sie mit ihrem Mann nach Mallorca fährt. Dann will sie wissen, wohin ich reise. Nirgendwohin, antworte ich und finde ein paar schlappe Begründungen zum Thema Geld. In Wahrheit ist es so, dass ich nicht wüsste, mit wem ich fahren sollte. Louis macht sein Freiwilliges Soziales Jahr in Costa Rica, und Lotte fährt mit ihrem Vater und Rebecca, seiner neuen Frau, und deren Sohn in die Provence. Auch mit meinen Freundinnen kann ich in diesem Punkt nicht viel anfangen. Im Gegensatz zu mir führen sie alle ein mehr oder minder intaktes Familienleben, und die Urlaube planen sie gemeinsam mit Mann und Maus. Im vergangenen Jahr bin ich durch Hessen geradelt, alleine. Das war so ein Versuch, mir selbst zu beweisen, dass ich ohne Begleitung glücklich bin. War ich dann aber nicht, glücklich. Im Gegenteil.

Sabine ist so rücksichtsvoll, mich nicht nach einem Partner zu fragen, der mich eventuell begleiten könnte, denn sie weiß, dass es keinen gibt. Ich blicke gen Himmel, der von mittel- zu dunkelgrau gewechselt hat, während ich an der Bushaltestelle warte, um nach Hause zu fahren. Das Wichtige ist doch vielleicht, dass man weiß, wo man steht. Ich für meinen Teil kenne meine Zukunft, und jetzt, wo ich in den Bus einsteige und mich an dem Haltegriff festklammere, weiß ich auch wieder, wozu die Arbeit in einer Agentur für Statistik gut ist. Die alte Glückskeks-Weisheit von dem Unabänderlichen, in

das man sich fügen muss, verliert durch die Zahlen unserer Agentur etwas von ihrer esoterischen Schwammigkeit, sodass man sich besser auf seine Zukunft einstellen kann. So bin ich mir beispielsweise recht sicher, dass ich auch in zehn Jahren noch allein leben werde, denn die Wahrscheinlichkeit, einen Singlehaushalt zu bewirtschaften, steigt bei einer Frau ab Mitte vierzig kontinuierlich mit jedem weiteren Jahr. Abstruse Wünsche, so wie ich sie früher hatte, als ich noch von einer Karriere als Musikerin träumte, konnte ich mir auf diese Weise ebenfalls abschminken. Ein Künstlerleben, so wie es meine Eltern und Schwestern führen, ist gesellschaftlich gesehen die Ausnahme, und bei mir hat es dann ja auch nicht geklappt. Mir ist auch bewusst, dass ich niemals eine Führungsposition innehaben werde, erstens weil ich nicht wüsste, wen ich führen sollte, und zweitens ist der Zug für mich abgefahren. Mein Leben wird bis zur Rente immer so weiterlaufen, und zwar hier in Hamburg, denn statistisch gesehen liegt die Wahrscheinlichkeit, meine zweite Lebenshälfte im Ausland zu verbringen, wenn ich mein Lebtag lang in meiner Heimatstadt gelebt habe, bei 0,3 Prozent. Worauf ich mich hingegen einstellen kann, ist ein Feierabend mit Lotte, wenn sie zu Hause ist, und anschließend vielleicht mit einem guten Film auf dem Sofa. Ich könnte mir auch etwas vorsingen und mich dazu auf meiner Ukulele begleiten, da bin ich recht genügsam geworden. Es gibt Menschen, denen es bedeutend schlechter geht als mir.

Ich sehe noch das Treppenhaus vor mir, in dem ich an diesem Abend nach oben gehe, die angeketteten Fahrräder am Geländer, ich rieche den Duft von gebratenem Fleisch, der das Haus durchzieht. Mein Handy klingelt, aber ich sehe mir die Nachricht noch nicht an, denn ich will erst einmal ankommen. Und dann sehe ich unsere so untypisch aufgeräumte

Wohnung; Lotte, die am Herd steht, die langen blonden Haare hochgebunden zu einem Knoten auf ihrem Kopf, ihr Lächeln und ihre Worte: «Mama – schön, dass du schon da bist! Ich hab Essen gemacht!»

Zum zweiten Mal an diesem Tag bricht sich ein Anflug eines Gefühls in mir Bahn, nur dass ich es dieses Mal sofort einordnen kann. Ich mache einen kleinen Luftsprung, so wie ich ihn früher auf der Bühne manchmal gemacht habe, wenn ich etwas allegro spielte. «Ist das wahr?», strahle ich Lotte an. «Das ist ja unglaublich! Und wie phantastisch es riecht!»

Lotte erwidert mein Lächeln, aber es erreicht nicht ihre Augen. Und in diesem Augenblick weiß ich: Das hier ist mehr als nur irgendeine Mahlzeit, die meine einundzwanzigjährige Tochter auf dem Heimweg von der Uni zu kochen beschlossen hat.

Es ist etwas passiert.

«Setz dich, Mama», sagt Lotte hastig und drückt mir ein Glas Weißwein in die Hand.

Ich habe ein schreckliches Déjà-vu. Vor sechs Jahren bin ich genauso nach Hause gekommen, nur dass damals Stefan in der Küche gestanden und mir ein Glas Wein gereicht hat. Was für ein Bild ich meiner Familie gegenüber wohl abgebe?, schießt es mir durch den Kopf. Das einer Furie, die man nur mit Rebensaft sediert?

«Also ... ich habe jemanden kennengelernt.»

Das ist jetzt ein Scherz, oder? Ich starre meine Tochter an und sehe wieder nur Stefan. Mit genau diesen Worten hat er vor sechs Jahren seinen Wunsch eingeleitet, dass wir von nun an getrennter Wege gehen. Ich setze das Glas ab, um mich besser an meinem Stuhl festklammern zu können. Der Stuhl schwankt unter mir wie ein Boot in unruhiger See.



«Alles in Ordnung?», höre ich Lotte vom fernen Ufer fragen.

Ich versuche, mich zusammenzureißen. Es ist natürlich Zufall, dass Lotte diese Worte wählt. Und es macht ja auch einen gewaltigen Unterschied, ob einem der Angetraute so etwas eröffnet oder die Tochter, die in der Vergangenheit ein Händchen für Jungen mit zweifelhaftem Charakter hatte und für die ich mich jetzt vielleicht freuen kann. Ich probiere ein kleines Lächeln und nicke.

«Er heißt Fritz, es ist ein WG-Zimmer bei ihm frei geworden, und ich ziehe nächste Woche bei ihm ein!»

«Das kommt ... ein bisschen plötzlich», bringe ich heraus.

Lotte wirft den Kopf in den Nacken und lacht ihr glockenhelles Lachen. «Du bist echt witzig, Mama! Ich bin einundzwanzig. Es wurde langsam mal Zeit, dass ich jemanden kennenlerne, der mehr ist als ein Mann für eine schlechte Nacht!» Sie sieht mein entsetztes Gesicht und fährt hastig fort: «Ich möchte, dass ihr euch kennenlernt, Fritz und du!»

Ich nicke langsam. Das ist gut, oder? Es beweist, dass meine Tochter normal ist. Eine normale junge Studentin, die sich in jemanden verliebt, der nett zu ihr ist, und die jetzt mit ihm zusammenzieht. Die nicht wochenlang darüber nachdenkt, wie sie das ihrer Mutter beibringen soll. Die sich nicht um mich sorgt.

«Dieser Fritz ist bestimmt süß», sage ich. «Ich meine, mit nicht süßen Menschen würdest du ja nicht zusammenleben wollen!»

Sie lächelt und greift nach meiner Hand. «Nein, ich lebe nur mit süßen Menschen zusammen, etwas anderes kommt für mich nicht in Frage!»

Ich mustere sie. Sie ist so hübsch, so lebenslustig, so klug,

meine Tochter. Und sie lacht so gern. Schon jetzt kann ich sehen, wie sich winzige Lachfältchen in ihre Augenwinkel eingraben und was für ein vom Lachen gezeichnetes Gesicht sie als ältere Frau haben wird. Ich versuche, nicht daran zu denken, was es bedeutet, dass ich dieses Lachen ab kommenden Woche nur noch sehen werde, wenn es mich besuchen kommt. Die Kehle schnürt sich mir zu. «Das mit dem WG-Zimmer kommt aber auch sehr plötzlich, oder?», frage ich.

«Ehrlich gesagt habe ich ein paar Wochen lang überlegt, wie ich dir das beibringen soll. Wo du doch ansonsten alleine bist.»

Ich schlucke und winke ab. «Wir Eremiten sind zu außerordentlich spirituellen Erfahrungen fähig! Sieh dir Buddha an! Den heiligen Benedikt! Oder Johannes den Täufer! Und ich kann mich glücklich schätzen – im Gegensatz zu dem muss ich mich noch nicht mal von Heuschrecken ernähren!»

Lotte lacht. «Ich werde regelmäßig zu dir pilgern – du weißt, dein Kühlschrank ist mein Wallfahrtsort!»

«Dieser Wallfahrtsort wird zukünftig sein Sortiment reduzieren. Milchschnitten sind ab nächster Woche aus!» Ich trinke hastig aus meinem Glas. Dabei rollt mir eine Träne über die Wange. Ich versuche sie so wegzuwischen, dass Lotte sie nicht sieht, aber zu spät. Sie streicht mir mit dem Finger über die Wange. Ich blicke auf und sehe, dass auch in ihren Augen Tränen stehen. «Wird es gehen?», fragt sie.

«Nein», lächele ich und jetzt fließen mir noch mehr Tränen über mein Gesicht. «Scherz. Natürlich wird es gehen, Lotti. Ich freu mich für dich. Und diesen Fritz möchte ich sehr gerne kennenlernen!»

«Das wirst du, Mama! Und ich komme jede Woche, um dir meine Wäsche zu bringen!»

«Untersteh dich!», lächele ich. «Ein Eremit weiß nicht, was er mit diesen weltlichen Dingen anfangen soll!»

Ich beschließe, nicht traurig zu sein. Ein Moment der Schwäche, und schon war es das wieder, zack! Das ist das Gute daran, wenn man mit seinen Gefühlen Schluss gemacht hat: Man kann sie zum Teufel schicken, wenn sie beschlossen haben zurückzukommen.

Die Nachricht lese ich erst, als ich gegen elf ziemlich betrunken in die Federn sinke. Sie ist von meiner Schwester und hat irgendetwas mit einer Vertretung zu tun. Ich soll für jemanden Musik machen, der es nicht selbst tun kann. Vor meinen Augen tanzen die Buchstaben, während ich an der Antwort tippe. Ich muss ein wenig in mich hineinlachen. Dieses Autokorrektur-System ist echt lustig, wenn man es nicht entschieden bewacht. Und dazu habe ich jetzt gerade nicht die Kraft. Wer bin ich auch, Jule Meyer, dass ich ein Autokorrektur-System kontrollieren wollte? Den Wunsch, etwas zu kontrollieren, habe ich schon vor einer ganzen Weile aufgegeben. Ich hoffe nur, dass Eva-Maria versteht, was ich meine.

«Hast du gestern Abend Drogen genommen?» Eva-Maria klingt sehr viel strenger als gewohnt. Und für diese Tageszeit auch viel zu laut.

Ich versuche die Augen zu öffnen. Das Zimmer ist heller, als ich es in Erinnerung hatte. Es tut ein bisschen in den Augen weh. «Evi», murmele ich. «Und selbst wenn. Ich bin neunundvierzig Jahre alt. Ich kann tun, was ich will.»

«Okay, du hast getrunken. Wie viel?»

«Aua, geht das auch tausend Dezibel leiser? Ein paar Alkopops.»

«Ein paar was?!»

«Du weißt, das, was die Jugendlichen jetzt immer trinken, ein alkoholhaltiges Süßgetränk, ich habe ...»

«Ich weiß, was Alkopops sind, ich verbringe mein Leben bloß im Orchester, nicht hinterm Mond!»

«Die Alkopops, die Lotti und ich gestern hatten, waren sehr lecker, irgendwas mit Kokos und Ananas. Und vorher hatten wir noch Wein.»

«Das glaube ich jetzt nicht – du hast deine eigene Tochter zum Trinken verleitet!»

«Falsch!» Ich versuche mich aufzurichten, mit dem Ergebnis, dass der Raum kippt. «Lotti mich!»

«Ach, Jule. Manchmal mache ich mir echt Sorgen um dich!»

«Oh, das ist nicht ... nötig.» Ich klaube mir die Worte mühsam zusammen. Der Pelz auf meiner Zunge verhindert, dass sie so zueinanderfinden, wie sie es normalerweise tun. «Dieser Fritz scheint echt ein total netter Junge zu sein, und Lotte ist ja auch nicht aus der Welt.»

«Ich habe nicht die leiseste Ahnung, wovon du sprichst.»

«Na, von Lotte, deiner Nichte! Sie zieht nächste Woche aus.»

«Oh.» Jetzt klingt Eva-Maria betroffen. «Das tut mir leid. Dann bist du jetzt also ganz allein.»

Ich seufze. Müssen immer alle darauf herumreiten?

Evi kichert. «Aber du hast nicht zufällig das Instrument gewechselt? Deiner Nachricht entnehme ich, dass du gestern auf anderen Sachen gespielt hast.»

«Jetzt bin ich es, große Schwester, die deinen Worten keinen Sinn zuordnen kann.»

«Ich rede von deiner SMS letzte Nacht. Du solltest deine Nachrichten besser prüfen, bevor du sie abschickst. Kannst

von Glück sagen, dass du nur mir das geschickt hast. Das hast du doch, oder?»

«Was habe ich denn geschrieben?», frage ich.

«Ich lese es dir vor.» Eva-Maria versucht, meine Altstimme nachzuahmen. «*Bin gerade voll am Hoden. Aber klar kann ich auch auf der Ukraine spielen. Bin ja nicht mehr verheiratet. Gute Nacht!*»

Ich muss so plötzlich und so heftig lachen, dass ich zur Seite kippe.

«Jule?», höre ich meine Schwester durch den Hörer, der mir beim Lachen entglitten ist. «Bist du noch dran? Da muss irgendwas in der Leitung sein, da ist so ein komisches Geräusch!»

Ich versuche, nach dem Hörer zu greifen, aber der Lachflash ist so heftig, dass ich mich nicht richtig danach strecken kann. «Warte, Evi», presse ich hervor. «Es ist gleich vorbei!»

«Ich will auch mal so einen Alkopop», sagt sie, als ich mich wieder beruhigt habe. «Allerdings vielleicht nicht vor einem Konzert. Apropos. Das geht also in Ordnung für dich, dass du da einspringst? Ich weiß, die sind manchmal etwas schwierig, die Damen vom Frollein-Salon-Orchester, etwas ... schlecht gelaunt.»

Endlich bin ich wieder im Film. Ich soll für die Sängerin eines Salonorchesters einspringen, die auch Einlagen mit der Ukulele hat. Prima. Das bedeutet ein paar Mehreinnahmen, die ich zurzeit bitter nötig habe. Die Stromnachzahlung hat mir fast die Schuhe ausgezogen, und dann wollte ich noch zur Krebsvorsorge, das volle Programm, bei dem man immer draufzahlen muss, denn es ist ja wichtig, sich durchchecken zu lassen, und ...

Evi spricht unterdessen munter weiter. «Sie sind streng genommen ja auch gar keine Frolleins. Die Bratsche braucht

schon seit einiger Zeit eine Brille, und die Geigen kommen kaum noch mit dem Färben hinterher.»

«Ich werde mit denen schon klarkommen», unterbreche ich sie. «Mit der Bratsche habe ich sogar schon mal zusammengespielt. Claudia heißt sie, wenn ich mich richtig erinnere. Sie war in der Tat etwas übellaunig. Aber so etwas kommt ja mal vor.»

«Und vierzehn Tage Tournee sind kein Problem? Und dass du nächste Woche schon losfliegen musst?»

«Nein, nein, das geht in Ordnung, ich hatte ja keinen Urlaub geplant.» Sabine Knopfler von der Buchhaltung wird Augen machen. Habe ich jetzt also doch ein Reiseziel. «Sagtest du losfliegen? Fahren wir nicht mit einem Tourbus oder so?»

Meine Schwester lacht. «Das wäre etwas schwierig, so übers Meer.»

«Übers Meer?», wundere ich mich.

«Du hast meine Nachricht überhaupt nicht richtig gelesen!», beschwert sie sich. «Das mexikanische Goethe-Institut hat euch eingeladen. Ihr tourt durch Yucatán.»

Ich liege still auf meinem Bett. Die Sonne scheint durch die Vorhänge, und ich reiße sie auf. Ein Kribbeln durchfährt mich, ich weiß nicht, ob es Furcht oder Vorfreude ist. Mexikooo, Mexikooo, der alte Schlager singt in meinem Kopf. Ich war noch nie in Mexiko. War überhaupt noch nie jenseits des Atlantiks. Muss ich mich jetzt eigentlich impfen lassen? Irgendwas beachten? Jemandem Bescheid sagen, außer meinem Chef und Louis und Lotte? Mir wird auf einmal bewusst, dass mich kaum jemand vermissen wird. Ich schalte mein Handy ein und fahre bei dem Piepen zusammen. Stefan hat mir geschrieben: